

Archiv

für

pathologische Anatomie und Physiologie

und für

klinische Medicin.

Bd. LIII. (Fünfte Folge Bd. III.) Hft. 1.

I.

Nach dem Kriege.

Von Rud. Virchow.

Im September vorigen Jahres, als der Krieg in seiner ganzen Furchtbarkeit wüthete, sprachen wir den Wunsch aus, es möge die ganze Wissenschaft ihren Einfluss einsetzen, um in dem wiedergewonnenen Frieden die Versöhnung der Gemüther und die Einsicht in die Gemeinsamkeit der Interessen Aller zu fördern (dieses Archiv Bd. LI. S. 5). Wir wiederholen diesen Wunsch in dringendster Weise gegenwärtig, wo endlich der Friede gesichert erscheint, und wo die Kämpfer heimkehren sollen, um von Neuem die unterbrochene Culturarbeit aufzunehmen.

Aber wir wissen wohl, dass die Leidenschaften der Völker sich leichter erregen, als besänftigen lassen, und dass der Strom der erregten öffentlichen Meinung zuletzt Alles mit sich fortreisst, den Arbeiter so gut, wie den Gelehrten. Bei so erschütternden Katastrophen, wie diejenige, durch welche jetzt das französische Volk betroffen worden ist, verliert jeder der Betheiligten das ruhige, objectiv Urtheil. Jeder ist durch das traurige Geschick des Staates, durch die Leiden so vieler Einzelnen, durch eigene Verluste zu sehr erregt oder niedergeschlagen, um sich sofort in den veränderten Verhältnissen zurechtzufinden, das Unabwendbare als unabwendbar anzuerkennen und das empörte Gefühl zu beruhigen. Nichts kann

weniger begründet sein, als die Forderung, welche man jetzt oft genug in Deutschland aufstellt, die Franzosen sollten sich nunmehr in ihre Niederlagen und in den ihnen aufgezwungenen Frieden finden und als freundliche Nachbarn in regelmässige Wechselbeziehungen zu uns wieder eintreten. Dazu gehört mehr Zeit, als die wenigen Monate, welche seit dem Abschlusse der Friedenspräliminarien verstrichen sind, und wenngleich die schrecklichen Wirren des Bürgerkrieges vielleicht mehr dazu beigetragen haben, das Verständniss der Lage auch in Frankreich in grösseren Kreisen zu eröffnen, als irgend etwas anderes, so begreifen wir doch, dass Jahre dazu gehören werden, ehe selbst das unbefangenste Urtheil das immer erneute Aufbrausen des verletzten nationalen Gefühls zu verhindern vermag.

Mit wahrer Betrübniß sehen wir jedoch, dass auch in den Kreisen der Wissenschaft bei Vielen die Leidenschaften die unbeschränkte Herrschaft über den Verstand gewonnen haben, und dass immer zahlreichere Männer der deutschen Wissenschaft in grosser, zum Theil in maassloser Heftigkeit auf die Angriffe antworten, welche in allerdings gänzlich ungerechtfertigter, aber doch durch die Umstände eher zu entschuldigender Weise aus Frankreich herübertönen. Wir sollten doch nicht vergessen, dass wir die Sieger sind und dass es den Siegern ziemt, die Wege der Versöhnung zu bahnen und offen zu halten, selbst wenn die Besiegten lange Zeit hindurch es verschmähen sollten, dieselben zu betreten. Das deutsche Volk soll erst zeigen, dass es im Schmucke so grossen Ruhmes jene grosse Gefahr der Selbstüberschätzung, in welcher Frankreich zu tiefstem Falle gekommen ist, zu vermeiden wissen wird. Hoffen wir, dass die ernste Arbeit des inneren Aufbaues, welche unserer wartet, uns genug zu thun geben wird, um uns vor der eitlen Ueberhebung zu bewahren, vermöge welcher unsere unglücklichen Nachbarn dahin gekommen waren, sich für besser zu halten, als alle übrigen Menschen, und sich das Recht der Entscheidung in den Angelegenheiten der fremden Völker als eine natürliche Folge ihrer Vorzüglichkeit zuzusprechen.

Gewiss wäre es thöricht, wenn wir alle Angriffe und Beleidigungen, die in so reicher Zahl gegen uns gerichtet werden, ungerügt hinnehmen sollten. Auch wir verlangen die Abwehr derselben. Aber wir möchten, dass diese Abwehr ohne Zorn, ohne neue Beleidigung geübt würde, dass ihr Zweck die Verständigung und wenn möglich

die Versöhnung wäre, nicht die Verlängerung des Kampfes auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, wie sie zornmüthige Gallier predigen. Auch heute noch können wir wiederholen, was wir vor acht Monaten sagten, dass die nationale Entwicklung, welche dem Einzelnen zunächst gesichert sein muss, ihren Abschluss in einer humanen Verständigung zu finden hat, und dass diese geeignet ist, den Einzelnen über die Beschränktheit des blos nationalen Wesens zu den höchsten Zielen der Menschheit emporzuheben (a. a. O. S. 6).

Es gab, wie wir schon damals ausführten, auch während des Krieges einen solchen neutralen Boden der Humanität, der es gestattete, dieser höchsten Ziele eingedenk zu bleiben. Es war der Boden der Genfer Convention. Leider ist auch er früh genug seiner Neutralität entkleidet worden. Durch wessen Schuld? Hr. Giraudeau, ein auch von uns hochgeschätzter Chirurg, hat darüber an die Redaction der Medical Times and Gazette in London zwei Briefe geschrieben, welche uns die ganze Schuld zuschreiben. Verfasst unter dem Eindrucke des Bombardements von Paris, welches leider auch die Hospitäler nicht verschonte, häufen diese Briefe nicht bloss auf unsere Truppen und deren Befehlshaber, sondern auf die ganze Nation die schwersten Beschimpfungen. Unter dem 5. Februar schreibt Hr. Giraudeau: Ces dignes enfants de la Germanie, aujourd'hui en plein armistice, volent et pillent les maisons des environs de Paris, complétant ainsi leur caractéristiques sauvages et voleurs (Med. Times and Gaz. 1871. Febr. No. 1077. p. 205). Und in der nächsten Nummer, nachdem er noch einmal die durch deutsche Truppen „wissentlich und überlegt“ geschehenen Verletzungen der Genfer Convention aufgezählt hat, schliesst er sein Schreiben mit den Worten: „Cet acte d'infame brutalité, digne de la sauvagerie des peaux rouges, doit être signalé (ibid. No. 1078. p. 232). Die Redaction der englischen Zeitschrift hat auf diese Beschuldigungen bitterer geantwortet, als es erwartet werden konnte. Sie verweist auf die Zufälle des Krieges und fragt: Why did not the educated classes (of whom our estimable confrère is one) — the Physicians, lawyers, clergy, and men of property — raise their voice seven months ago against the idea of the war? It was Paris that made the war.

Das deutsche Volk hat den Krieg nicht gewollt. Es hat nicht einmal eine Einmischung in französische Angelegenheiten gewollt, so unbequem ihm die französische Einmischung in deutsche Ange-

legenheiten auch geworden war. Man hat uns in den Krieg gezwungen, und nun, nachdem man ihn hatte, beschwerte man sich über seine Consequenzen. Gibt es nicht in jeder Armee schlechte und verworfene Individuen? Hat die französische Armee in Algier, in China, in Mexico keine Befehlshaber gehabt, welche „wissentlich und überlegt“ gemordet, geplündert und gestohlen haben? Was würde man in Frankreich sagen, wenn man um dieser Individuen willen die ganze französische Nation zu einer Nation von Wilden, von Räubern und von Dieben stempeln wollte? Und zu unserem Troste können wir sagen, dass von keinem unserer höheren Befehlshaber Aehnliches mit Recht behauptet werden kann. Wahrscheinlich werden die Herren Giralddès und Verneuil, welche so hart über unsere Truppen urtheilten, die unter den Entbehrungen und Leiden einer vielmonatlichen, winterlichen Belagerung in fernem und fremdem Lande die von ihren Besitzern verlassenen Schlösser, Villen und Dörfer vor Paris nicht schonen konnten, inzwischen Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, was französische Belagerer zu leisten im Stande sind. Der Bürgerkrieg hat ihnen wohl gezeigt, dass das Privateigenthum auch dem Krieger des eigenen Heeres nicht immer heilig ist, und die Versailler Kugeln haben gewiss manche Erinnerung an die Schäden, welche von preussischen Bomben angerichtet wurden, ausgelöscht.

Wir beklagen es tief, dass der Krieg in seinem Fortgange vielfach den Charakter einer Wildheit angenommen hat, der an die Formen erinnert, in denen die Kriegführung als practische Uebung für die französische Armee viele Jahre lang in Algier geleitet worden ist. Auch sind wir nicht im Besitze des thatsächlichen Materials, um mit Hrn. Giralddès über die von ihm angeführten Einzelheiten streiten zu können. Wir würden es in hohem Grade freudig begrüßen, wenn es möglich wäre, vor unparteiischen Schiedsrichtern die von ihm und Anderen ausgesprochenen Klagen erörtern und entscheiden zu lassen. Aber wir können aus eigener Kenntniß versichern, dass unsere Truppen mit den bündigsten und strengsten Instructionen zur Ausführung der Genfer Convention versehen waren und dass Alles so geordnet war, dass ein Missbrauch der Abzeichen nicht leicht erfolgen konnte.

Ebenso bestimmt dürfen wir behaupten, dass die französische Regierung ähnliche Instructionen nicht ertheilt hatte.

Für denjenigen, der den Dingen näher gestanden hatte, war dies nicht ganz überraschend. Als im Frühjahr 1869 die internationale Conferenz der Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger in Berlin stattfand, an der ich selbst als Delegirter der Victoria-National-Invaliden-Stiftung Theil nahm, liess unter allen europäischen Regierungen nur die französische sich durch keinen officiellen Delegirten vertreten; auch fehlte ihre Zustimmung zu wichtigen Beschlüssen der Conferenz. Dem entsprechend zeigte sich sofort im Beginn des jetzigen Feldzuges, dass die französischen Aerzte und Officiere nur sehr unvollständig, die französischen Soldaten gar nicht über die Bedeutung des rothen Kreuzes unterrichtet waren. Die allergebsten Verletzungen der Genfer Convention wurden immer wieder von Neuem verübt, und es blieb schliesslich nichts übrig, als bis zu einem gewissen Maasse Repressalien zu üben. Noch in den Kämpfen um Orleans wurden verschiedene unserer Aerzte und Verwundeten, die im Vertrauen auf das internationale Recht zurückgelassen waren, als Kriegsgefangene behandelt, fortgeführt und gemisshandelt.

Während man in Frankreich den Krieg bis auf's Messer predigte und die Franc tireurs jede Art der Feindseligkeit in's Werk setzten, glaubte man da, wir könnten fortfahren, den Krieg im Sinne eines Duells zwischen den Armeen zu führen, bei dem die Völker untheiligt seien? Der Krieg an sich ist eine barbarische Einrichtung. Darum haben wir jede Anstrengung darauf gerichtet, ihn fernzuhalten, und es darf wohl daran erinnert werden, dass die liberale Partei in Deutschland, auf die Gefahr hin, ihren politischen Ruf auf's Spiel zu setzen, die europäische Abrüstung zum Gegenstande parlamentarischer Anträge gemacht hat. Aber das ist längst vergessen. Seitdem wir den Krieg, der uns aufgezwungen ward, ernst nahmen und als Krieg behandelten, sind wir allesammt „Barbaren“.

Was heisst denn eigentlich Barbar? Für die alten Völker mit ihren ausschliesslichen Stammeseigenthümlichkeiten war Barbar der rechtlose Fremde. Erst nach langen Umwegen wurde dem „elenden“ Fremden die Gastfreundschaft bewilligt. Es war das der erste grosse Sieg der Civilisation. Aber wie lange dauerte es, ehe er vollständig war! Wie lange hielt das Misstrauen vor! Man erinnere sich doch, dass noch Cato, der grosse Republikaner, nicht von der Ueberzeugung abzubringen war, die griechischen Aerzte,

welche sich in Rom niederliessen, hätten sich verschworen, alle Römer (Barbaren in ihrem Sinne) umzubringen. Republikaner von diesem Schlage sind in Frankreich noch heute nicht ausgestorben. Während in fast allen grossen Städten Deutschlands während der ganzen Dauer des Krieges die niedergelassenen Franzosen gänzlich unbehelligt blieben, begann in Frankreich mit dem ersten Kriegslärm auch der Verfolgungsruf gegen die Deutschen. Jede unedle Triebfeder wurde in Spannung versetzt, um die nationale Eifersucht und den Verdacht gegen diese Unglücklichen wachzurufen. Die deutsche Zunge war ein ausreichendes Motiv, um ihren Träger jeder Verfolgung auszusetzen. Die Austreibung aller Deutschen, die Beraubung ihres Privateigenthums, die schonungslose Vernichtung ihrer Geschäfte galten als patriotische Thaten. Waren diese Leute doch Barbaren! Barbaren, schon bevor der Krieg eröffnet war! Wer hat sich dieser Armen angenommen? Jeder Deutsche galt als Spion, der bis auf den Tod gehetzt werden durfte. Wo waren damals die Prediger der Humanität, die Pächter der Civilisation, die Vertheidiger der Menschenrechte?

Möchten doch unsere Pariser Collegen bedenken, dass diese grösste aller Barbareien, die definitive und absolute Aufkündigung des Gastrechtes weit über Alles hinaus geht, was Europa seit dem Mittelalter gesehen hat. Sie beschwerten sich darüber, dass ihre grösste und stärkste Festung, das heilige Paris, nach einer langen Belagerung endlich bombardirt wurde und dass die Bomben, deren Ziel auf solche Entfernungen schwerlich zu berechnen war, auf einzelne Hospitäler fielen, — und ihre ganze Nation hatte freiwillig und aus eigener Initiative unserem Volke die Hospitalität gekündigt! Allerdings hätten wir das ahnen können. Denn die Besorgniss, dass Paris am Ende eine deutsche Stadt werden könne, dass die deutsche Einwanderung zuletzt alle Geschäfte in Beschlag nehmen möchte, war durch die französische Presse seit lange gehegt und hatte selbst in der Akademie ihren Ausdruck gefunden. Aber wir waren naiv genug, zu glauben, dass dies nur der Ausdruck einzelner verkehrter Geister sei, und wir waren überrascht und empört, als plötzlich zu Tage trat, dass ganz Frankreich in diesem kindischen Gefühle der Angst und des Hasses sich zusammenfand.

Vor Jahren, als ich in einem Rückblicke auf die Epidemien des Jahres 1848 darauf aufmerksam machte, dass die Masse in einen

psychopathischen Zustand gerathen sei, habe ich bemerkt, wie das, was bei dem einzelnen Individuum als Hemmung der Gehirnthatigkeit erscheint, gelegentlich als psychische Epidemie in grösster Ausdehnung auftritt (dieses Archiv Bd. III. S. 5). Ein süddeutscher Irrenarzt, Carl Stark (Die psychische Degeneration des französischen Volkes, ihr pathologischer Charakter, ihre Symptome und Ursachen. Stuttg. 1871.), ist durch das Studium der neuesten Vorgänge zu ähnlichen Betrachtungen gelangt. Er hat versucht, durch eine genauere Analyse der einzelnen Erscheinungen zu zeigen, dass der Geisteszustand der französischen Nation im Grossen dem Bilde des paralytischen Blödsinns oder der Folie raisonnante sich nähere. Wir führen dies an, nicht um eine Beleidigung auszusprechen, sondern weil in der That in grossen Kreisen unseres Volkes die Meinung Platz gegriffen hat, die Franzosen litten in der That an Grössenwahn. Es mag ja sein, dass die nationale Art, die Dinge aufzufassen und zu empfinden, in Frankreich und Deutschland so himmelweit verschieden sind, dass uns Manches als krankhaft erscheint, was zu der Physiologie des französischen Lebens gehört. Aber, wenn wir die ekstatischen Ergüsse eines Victor Hugo, die lügnerischen Telegramme eines Gambetta, die wahnsinnigen Manifeste der Pariser Commune lesen, wenn wir sehen, dass der Gedanke, besiegt zu sein, noch jetzt in fast ganz Frankreich immer wieder durch das Geschrei, verrathen zu sein, unterdrückt wird, wenn wir endlich verfolgen, wie ein General nach dem anderen, ein Politiker nach dem anderen unter dem Titel eines Verräthers abgethan wird, wie jede Möglichkeit der Rückkehr zu geordneten Zuständen durch den unerschöpflichen Egoismus der Individuen vernichtet wird, so ist es in der That schwer zu begreifen, dass ein solcher Geisteszustand zum Besseren gewendet werden soll. Denn das Bessere heisst leider Resignation, und wo wäre so viel Einsicht zusammenzubringen, um ein Volk, das seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten nur mit Hochmuth und Eigenliebe genährt worden ist, zur Entsagung zu bringen?

Es ist zu viel System in diese hochmüthigen Vorstellungen gebracht. Kein Staatsmann, kein Gelehrter kann umhin, wenn er anders seinen Einfluss sichern will, darauf einzugehen. Aber die meisten bedürfen leider gar keiner Verstellung dazu, um sich zu diesen Lehren zu bekennen. Es ist ihre wahre Herzensmeinung. Man

lese nur einmal eine Schrift, wie die von Paul de Jouvencel (*L'Allemagne et le droit des Gaules*. Paris 1867.). Kurz nach dem luxemburger Handel geschrieben, predigt sie ohne Umschweife den Krieg gegen Deutschland, und zwar vom Standpunkte eines Liberalen. Die Gallier haben die Herrschaft von den Römern übernommen und ihnen gebührt daher Alles, was einst römisch war. Cöln und Bonn, Mainz und Trier waren römische Städte, folglich gehören sie von Rechts wegen den Franzosen. Der Autor erinnert sich wohl daran, dass Frankreich den Namen von den Franken trägt und dass dies ein deutsches Volk war. Aber „Gallien“ erlangte durch sie die politische Einheit, während sie die römische Civilisation überkamen, und — Deutschland blieb barbarisch. Das ist und bleibt der Refrain. Wir können thun, was wir wollen, wir sind und bleiben Barbaren.

Sollen wir nun darüber unaufhörlich empfindlich sein und mit gleicher Münze antworten? Eine kurze Ueberlegung lehrt, dass dies ganz nutzlos sein würde. Lassen wir Barbarei Barbarei sein, und versuchen wir es, auf der grossen Rennbahn der humanen Fortschritte unsere Concurrenz tapfer durchzuführen. Es wird dann von selbst das Verständniss auch bei unseren Nachbarn durchdringen, wovon sich in der That schon vor dem Kriege mancherlei erfreuliche Kennzeichen bemerkbar machten. Pflügen wir dieses Verständniss und lassen wir uns dadurch nicht abschrecken, dass oft genug auch die einsichtigsten und im Uebrigen lebenswürdigsten Männer neben Ausdrücken der grössten Anerkennung gegen uns ziemlich überraschende Bemerkungen über die Superiorität der gallischen Race laut werden lassen.

Manche unserer Gelehrten gerathen darüber in eine Aufregung, als sei das etwas ganz Unerhörtes und Unerträgliches. Sie kommen so leicht dahin, auch Aeusserungen, die gar nicht schlimm gemeint sind, höchst übel aufzunehmen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an das Wort: *La chimie est une science française*, womit Hr. Ad. Würtz seine *Histoire des doctrines chimiques depuis Lavoisier jusqu'à nos jours* (Paris 1868.) einleitet, und welches Hrn. Kolbe Veranlassung zu einer ebenso geharnischten, als unwilligen Auseinandersetzung über den Zustand der Chemie in Frankreich gegeben hat. Offenbar hat der verdiente und in hohem Maasse achtungswerthe Dekan der Pariser medicinischen Facultät nichts weniger beab-

sichtigt, als die deutschen Chemiker zu kränken. Abgesehen davon, dass er verschiedene derselben in seiner Schrift mit grösster Anerkennung erwähnt, hat er in seinem grossen, auf Veranlassung des Ministers Duruy erstatteten Berichte (*Les hautes études pratiques dans les universités allemandes. Paris 1870. p. 12*) sehr offen seine Meinung gesagt. Dans ces dernières années, sagt er, la science a été moins cultivée chez nous que chez nos voisins. Natürlich bemerkt er, dass es in Frankreich nicht an Genie und nicht an Männern fehle, sondern nur an Einrichtungen. Aber er erklärt doch geradezu dem Minister, dass alle bisherigen Versuche ungenügend seien, und fährt dann fort: Un nouvel effort doit donc être tenté pour sauvegarder l'avenir scientifique de la France. Et il ne faut pas s'y tromper: il s'agit ici d'un intérêt de premier ordre, car la vie intellectuelle d'un peuple alimente les sources de sa puissance matérielle, et son rang est marqué aussi bien par l'ascendant qu'il sait prendre dans les choses de l'esprit que par le nombre et la valeur de ses défenseurs.

Wahrscheinlich wird Hr. Würtz, der bald nach der Aufhebung der Belagerung von Paris durch die Commune seinen Platz verloren hat, inzwischen eingesehen haben, dass seine Meinung von den Vertheidigern Frankreichs eine eben so irrige war, wie die vieler seiner Landsleute über die fortdauernde wissenschaftliche Präponderanz der französischen Gelehrten. Jedenfalls ist seine Auffassung von der Wissenschaft eine derartige, dass man sie auch diesseits des Rheins vollkommen billigen kann, insbesondere wird jedermann sich leicht aus der Kenntnissnahme seines Berichtes über die deutschen naturwissenschaftlichen Institute überzeugen können, dass er mit Ausdrücken der höchsten Achtung von den Vorständen dieser Institute spricht. Bei der Beschreibung des chemischen Laboratoriums zu Leipzig wird unter Anderem auch Hr. Kolbe, l'éminent fondateur de cet établissement scientifique, mit gebührender Hochschätzung genannt. Eine persönliche Kenntniss des in jeder Beziehung achtbaren Charakters des französischen Chemikers hätte unseren Landsmann wahrscheinlich vor einer Auffassung bewahrt, die meiner Ansicht nach hauptsächlich auf der irrthümlichen Deutung eines einzigen, allerdings leicht missverständlichen Satzes beruht.

Männer von ähnlicher Denkungsart, wie sie Hr. Würtz dargelegt hat, gibt es unter der jüngeren Gelehrten-Generation in Frank-

reich nicht wenige, und ich kann nicht einstimmen, wenn ein anderer deutscher Naturforscher, Hr. Ecker (*Der Kampf um das Dasein in der Natur und im Völkerleben*. Konstanz 1871. S. 28), die Meinung ausspricht, der wissenschaftliche Stillstand oder Rückschritt der Franzosen erstreckte sich auf die Mehrzahl der das Wissen vom Menschen umfassenden Disciplinen. Es mag richtig sein, dass in manchen Zweigen augenblicklich „keine wissenschaftliche Grösse ersten Ranges da ist, zu der wir hinaufschauen könnten“; dafür aber findet sich ein junges Geschlecht voller Regsamkeit und Arbeitslust, überaus respectable Leute, von denen gewiss nicht wenige eine wissenschaftliche Zukunft haben. Was sie besonders zielt, ist die gerechte Anerkennung der „Barbaren“.

Hören wir einen der begabtesten darunter, Hrn. Lorain. Er beginnt seine Darstellung von dem Zustande der Wissenschaft in dem kaiserlichen Frankreich (*De la réforme des études médicales par les laboratoires*. Paris 1868.) mit folgendem Avant-propos: Quiconque voyagera en Allemagne sera frappé des progrès que fait, dans ce pays, l'étude des sciences naturelles. A ce sentiment d'admiration succédera bientôt, pour un Français, un sentiment d'émulation. Dans la voie scientifique, l'Allemagne a pris le pas sur la France: c'est là une vérité incontestable. Les Allemands ne laissent point à d'autres le soin de la proclamer, et en cela ils n'imitent pas notre exemple, en ce sens que nous sommes portés à admirer les autres et à nous dénigrer nous-mêmes. Cette disposition de notre caractère national ne serait fâcheuse qu'autant qu'elle engendrerait le découragement et la crainte de la lutte. Il n'en est ainsi, je l'espère. Pour moi, plus j'admire l'Allemagne, plus je désire que la France se pique d'honneur et regagne le terrain qu'elle semble avoir perdu depuis quelques années.

Verfolgt man die Auseinandersetzungen des Hrn. Lorain weiter, so wird gewiss jedermann in Deutschland befriedigt sein können von dem Maasse der Anerkennung, welches uns und unseren Instituten zu Theil wird, und auch diejenigen, welche die junge Generation Frankreichs nicht persönlich kennen und lieben gelernt haben, werden doch zugestehen müssen, dass mit Männern von solcher Einsicht und zugleich Offenheit, wie Hr. Lorain sie hier darlegt, eine Verständigung leicht sein muss. In der That gehört nichts weiter dazu, als eine gegenseitige Auseinandersetzung über den Na-

tionalcharakter. Denn in dieser Beziehung begreift auch Hr. Lorain trotz aller Bewunderung, die er gegen die deutsche Wissenschaft hegt, durchaus nicht, worin eigentlich der Grund unserer Empfindlichkeit liegt. Ich habe seine Einleitung ganz aufgenommen, um seine eigenen Worte ganz unverändert meiner Erörterung zu Grunde zu legen.

Er meint, der französische Nationalcharakter gehe dahin, die Fremden zu bewundern, dagegen die Landsleute anzuschwärzen und herabzusetzen. Wir in Deutschland haben bis jetzt die gerade entgegengesetzte Auffassung gehabt. Es ist uns so oft, officiell und nicht officiell, erklärt worden: *la France marche à la tête de la civilisation*; es ist so beständig, in den parlamentarischen Debatten wie in der Presse, aus diesem Vordersatze die Forderung abgeleitet worden, das französische Prestige, die französische Präponderanz müsse aufrecht erhalten werden; es sind von allen Regierungen und Parteien so grosse Anstrengungen gemacht, und selbst die schwersten Opfer an Geld und Leuten nicht gescheut worden, um auch in äusserlich erkennbarer und fühlbarer Weise diese Präponderanz zur Erscheinung zu bringen, dass es in der That überraschend klingt, wenn jemand, und zumal einer, der durchaus wohlmeinend gegen uns gestimmt ist, den Spiess umdreht und uns die Eigenthümlichkeit zuschreibt, ruhmredig zu sein und die Fremden zu missachten. Angesichts der allgemeinen Zustimmung zu der beabsichtigten und als selbstverständlich erachteten „Promenade nach Berlin“, mit der bis auf vereinzelte Ausnahmen das ganze Volk den gegenwärtigen Krieg beginnen liess, dürfen wir doch wohl annehmen, dass wir uns nicht getäuscht haben, als wir vor acht Monaten sagten (dies. Archiv Bd. LI. S. 3): „Es war ein Krieg der Unwissenheit, den man uns ankündigte“, und weiterhin (S. 5): „Was wir bekämpfen, ist im Wesentlichen nichts anderes, als Unwissenheit und, was daraus folgt, Unwahrheit, Unsittlichkeit und Hoffahrt“.

In der vorher citirten Schrift hat Hr. de Jouvenel, den wir deshalb citiren, weil er uns als ein wahrer Repräsentant des französischen Nationalcharakters erscheint, mit grösster Kaltblütigkeit auseinandergesetzt, dass Deutschland nicht selbständig sein dürfe. *Nous établissons que l'autonomie germanique ne peut être admise de ce côté du Rhin*. Er ist sich ganz klar darüber, dass diese Absicht etwas für uns Verletzendes hat. Denn er setzt hinzu: *Nous*

savons bien que notre langage et la netteté de ce sommaire paraîtront exorbitants aux personnes chargées de traiter les questions internationales dans les chancelleries; mais nous n'écrivons pas pour les diplomates, nous écrivons pour nos simples concitoyens. Man kann von ihm jetzt sagen, was der schwäbische Dichter von dem verfluchten Könige sagte: „Und was er schrieb, war Blut.“

Auch Hr. de Jouvencel hat gelegentlich ganz anerkennende Worte für uns. Aber wenn wir unser Recht geltend machen, wenn wir die Herren im eigenen Hause sein wollen, dann verletzen wir das französische Prestige, und man erklärt uns ohne Weiteres den Krieg. Wie ist eine solche Stimmung des Nationalgefühls möglich geworden? Mögen sich doch Hr. Lorain und seine Freunde darüber nicht täuschen. Sicherlich war es nicht die Bewunderung gegen uns, welche den Krieg vorbereitete. Wir wollen nicht darüber discutiren, wer den eigentlichen Kriegausbruch zu verschulden hat. Aber die Vorbereitung dazu lag in der anwachsenden Verstimmung des Nationalgefühls darüber, dass an der Grenze Frankreichs ein mächtiges Volk, das lange zerrissen und in seiner Zerrissenheit ohnmächtig gewesen war, sich zur Einheit rüstete. Und dass man sich die Kriegserklärung gefallen liess, ja dass sie eine fast fanatische Begeisterung hervorrief, das kam nicht daher, dass die Franzosen uns bewunderten und sich selbst herabsetzten, sondern daher, dass sie uns für Barbaren hielten und uns danach behandelten, dass sie sich für das auserwählte Volk hielten und danach die Forderung an uns stellten, uns ferner von ihnen als Rohmaterial behandeln zu lassen. Darüber sind wir seit Langem vollständig unterrichtet; hat es doch seit Decennien nicht an Erinnerungen gefehlt, welche in uns das Bewusstsein dieser Anmaassung wach erhielten.

Neu war uns in der jetzigen Bewegung nur, bis zu welchem Grade die Deterioration des französischen Nationalcharakters in Beziehung auf das innere Volksleben fortgeschritten ist. Insofern hat Hr. Lorain offenbar, wenngleich vielleicht nicht genau in dem von ihm gemeinten Sinne, das Richtige getroffen, wenn er es als eine Eigenthümlichkeit seiner Nation bezeichnet: *de dénigrer nous-mêmes*. In der That, es ist entsetzlich, die geringschätzig und wegwerfende Art zu sehen, mit der in Frankreich, nicht blos vom Pöbel, sondern in der That von jedermann, diejenigen behandelt werden, welche der öffentlichen Kritik verfallen. Jede Schlechtigkeit wird

ihnen nachgesagt, und, wer eben noch in höchstem Ansehen stand, der findet sich im Handumdrehen verachtet, an Eigenthum, Freiheit und Leben bedroht. Wir hätten es wissen können, dass das Kaiserthum eine mindestens eben so starke moralische Zerrüttung hervor gebracht hat, wie das Königthum von ehemdem. Und doch war es neu und überraschend für uns, diese Zerrüttung, welche bis dahin mehr in den Erscheinungen des Privatlebens und der niederen Oeffentlichkeit hervor getreten war, plötzlich als den Charakter des gesamten Staates anerkennen zu müssen, und es ist nichts weniger als ermuthigend für die Zukunft unserer Beziehungen mit unseren Nachbarn, dass dieselbe Art der Beurtheilung, welche zwischen Paris und Versailles Sitte geworden ist, auch auf uns angewendet wird. Nachdem man sich während des Krieges daran gewöhnt hatte, unsere Krieger als Räuber und Diebe anzuschwärzen, und dann diese Bezeichnungen auf die ganze Nation auszudehnen, trägt man gegenwärtig kein Bedenken, dieselbe Terminologie auch auf die deutschen Gelehrten zu übertragen.

Ein neueres Beispiel hat diese Methode mir persönlich in recht fühlbarer Weise nahe gebracht. Ein Lyoner Journal, *le Salut public* (1871. 16 avril. No. 106) enthält folgenden Artikel:

„M. le professeur A. Chauvin a ouvert hier son cours de physiologie à l'Ecole de médecine, en présence d'une assistance nombreuse d'élèves et de médecins.

Le savant et sympathique professeur a commencé la série de ses leçons par une allocution non moins patriotique que scientifique, qui a vivement ému l'auditoire.

Après avoir donné lecture de l'article que M. le professeur agrégé M. Bernheim, de la Faculté de médecine de Strasbourg, a consacré dans le *Salut public* à la mémoire de M. le docteur Küss, maire de Strasbourg et professeur à la Faculté de médecine de cette ville, M. A. Chauvin a révélé un fait trop généralement ignoré.

Il nous a appris que le fameux professeur berlinois, l'orgueil de l'Allemagne savante, Rudolph Virchow, a été élève du professeur Küss. Or, le professeur Küss, dès 1847, publiait un petit opuscule sur l'Inflammation des Os, où se trouve toute la doctrine de la Pathologie cellulaire, cette grande révélation ou révolution biologique dont M. Rudolph Virchow passe pour être le père légitime.

Jamais, il est vrai, M. le Prussien Rudolph Virchow n'a cité son maître, M. Küss, savant modeste autant que profond. Il l'a volé, il l'a pillé, — à la prussienne, — et il n'a pas eu le coeur de lui faire la part de ses travaux. Il est vrai que lui faire cette part, c'était beaucoup lui laisser, et cela n'est pas dans les usages prussiens, ni en science, ni en guerre.“

Ich könnte darauf einfach erwidern, dass diese Revelationen von Anfang bis zu Ende erlogen seien. Denn jedermann, der sich die Mühe gibt, die Quellen nachzusehen, wird sich sofort überzeugen, dass auch nicht ein Körnchen von Wahrheit darin ist. Aber es wäre zu viel verlangt von einem französischen Professor gewöhnlichen Schlages, auf ausserfranzösische Quellen zurückzugehen. Was hat ein Franzose nöthig, die fremde Literatur zu kennen? Ich will daher gern annehmen, dass Hr. Chauvin seine unwahren Behauptungen nicht „wissentlich und absichtlich“, sondern in voller Unwissenheit und in gutem Glauben aufgestellt hat, und ich will, dieser Voraussetzung entsprechend, die Thatsachen herstellen, um daran zu zeigen, wie weit diese naive Unverschämtheit geht.

Erstlich war ich nicht Eleve von Küss. Keinen Theil meiner Studien habe ich in Strassburg gemacht, vielmehr bin ich zum ersten Male im Jahre 1861 einige Tage in Strassburg gewesen. Allerdings bin ich damals in nähere Beziehungen zu dem eben so liebenswürdigen, als verdienten Manne getreten, den ich schon längst schätzen und verehren gelernt hatte. Meine Vorlesungen über Cellularpathologie sind im Jahre 1858 veröffentlicht worden. Von einer mündlichen Ueberlieferung des Hrn. Küss an mich konnte also keine Rede sein.

Zweitens bin ich einer der wenigen, vielleicht fast der einzige deutsche Autor gewesen, der den literarischen Verdiensten des Hrn. Küss rechtzeitig Anerkennung gezollt hat. Dass dies jemals in Frankreich der Fall gewesen wäre, ist mir nicht bekannt. Wäre es der Fall, und hätte Hr. Chauvin Recht mit der Behauptung, die Cellularpathologie stamme eigentlich von Küss, so sollte man meinen, es wäre ganz unnöthig gewesen, gegen die Ansicht anzukämpfen, ich sei der legitime Vater der Cellularpathologie. Hr. Chauvin behauptet, ich hätte Küss nie citirt, gleichsam als ob er wüsste, wen oder was ich citirt habe. Sollte er jedoch Neigung haben, sich davon zu überzeugen, so will ich ihm eine Reihe von

Stellen hersetzen, in denen ich den Strasburger Pathologen, zum Theil ganz eingehend, erwähnt habe. Er vergleiche dieses Archiv 1847. I. 121. 147. 223. 1852. IV. 311. Handbuch der Speciellen Pathol. u. Therapie 1854. I. 46. 55.

Drittens hat Küss meines Wissens niemals etwas veröffentlicht, was der Cellularpathologie auch nur ähnlich sähe, und ich erwarte erst von Hrn. Chauvin den Nachweis, was ich ihm gestohlen habe und wo dasjenige steht, was ich ihm gestohlen haben soll. Er spricht nach dem *Salut public* von einem *petit opuscule sur l'inflammation des os*, welches Küss dès 1847 veröffentlicht haben soll. Ich muss es dahin gestellt sein lassen, ob ein solches Werkchen jemals erschienen ist. Die kleine Schrift von Küss, welche ich wiederholt ehrenvoll citirt habe, hat den Titel: *De la vascularité et de l'inflammation*. Strasb. 1846. Sie behandelt auf 56 Seiten allerdings ausschliesslich die Frage der Entzündung und sie fasst auf p. 46 die Resultate in 7 Sätzen zusammen, von denen kaum ein einziger mit den von mir in der Cellularpathologie aufgestellten übereinstimmt. Der hauptsächlichste ist der zweite, welcher folgendermaassen lautet: *Au point de vue anatomique (organique), l'inflammation consiste en un double phénomène: disparition du tissu normal, organisation du plasma en tissu inflammatoire*. Nun weiss jeder, der die Cellularpathologie auch nur flüchtig studirt hat, dass der Grundgedanke derselben eben der cellulare ist, dass ich demgemäss jede Organisation von Plasma (d. h. von extracellularem Blastem) als solchem leugne, vielmehr alle krankhaften Vorgänge auf die Zellen selbst und nicht auf irgendwelche Bildungsflüssigkeiten zurückführe.

Nichtsdestoweniger hat die Schrift von Küss ein unbestreitbares und bleibendes Verdienst. Er hat zuerst die Aufmerksamkeit auf die Entzündungen der gefässlosen Theile gerichtet und obwohl er diese letzteren in einer unzulässigen Weise vermehrt hat, indem er auch das Knochen- und das Zellgewebe als gefässlos ansprach, so hat er doch Gesichtspunkte gefunden, welche eine dauernde Bedeutung haben. Namentlich ist er es gewesen, welcher eine gewisse Unabhängigkeit der Diffusionsströmungen innerhalb der Gewebe von der Blutströmung und das Verschwinden (die Resorption) gewisser Bestandtheile der Gewebe im Beginn der Entzündung nachgewiesen hat. Dies gilt namentlich von der Entzündung der Knochen. Aber das Alles hat so wenig mit der Cellulartheorie zu thun, dass

Küss von zelligen Elementen des Knochens und des Bindegewebes überhaupt gar nicht spricht. Auch konnte er dies nicht füglich, da ich erst im Jahre 1851, also 5 Jahre später, die Existenz von Zellen im Bindegewebe und im Knochen nachgewiesen habe. Niemand hatte daher weniger Grund, sich über mich zu beklagen, als Küss, und er selbst hat dies auch so wenig gethan, dass er vielmehr seine besten Schüler, unter Anderen Hrn. Bernheim mir zuschickte, um ihre Ausbildung unter meiner Leitung zu vervollständigen. Ja, er hat bis zu seinem beklagenswerthen Tode mir eine solche Zuneigung bewahrt, dass sein Freund und Nachfolger, der gegenwärtige provisorische Maire von Strasburg, Hr. Klein, mir gegenüber noch vor wenigen Tagen dieselbe unaufgefordert bezeugt hat.

Es scheint mir daher, dass Hr. Chauvin keinerlei anderen Grund zu seinem schmähhchen Angriffe gehabt haben kann, als böse Leidenschaft. Er wagt es von mir zu sagen: *il l'a volé, il l'a pillé*, wahrscheinlich nur, um eine Folie zu der generellen Beschimpfung zu finden, die er hinzufügt: *à la prussienne*. Nachdem der Chauvinismus zu einer Niederlage geführt hat, wie noch keine andere Nation sie erduldet hat, greift er zu den verächtlichsten Mitteln der Verdächtigung und Verunglimpfung. Dass dem Hrn. Chauvin der Chauvinismus im Blute steckt, ist begreiflich; vielleicht handelt es sich bei ihm um eine direct hereditäre Krankheit. Aber dass man es in Frankreich wagen kann, in so handgreiflicher Weise öffentlich wahrhaft unsittliche Handlungen gegen Fremde zu begehen, und dass dies für patriotisch gilt, das wird doch nur begreiflich, wenn man berücksichtigt, dass die Missachtung gegen die Fremden und die Selbstbewunderung in Frankreich so lange Jahre in anerkannter Wirksamkeit bestanden haben.

Wenn ich mich nicht täusche, so erklärt sich dies zum grossen Theil aus der Präponderanz der französischen Sprache. Einerseits hatte diese Präponderanz die Folge, dass sich ein Franzose des Studiums einer jeden anderen Sprache und Literatur entschlagen konnte, da er sicher war, überall gebildete Leute zu finden, die französisch verstehen; andererseits konnte er sicher sein, dass in die französische Literatur das Meiste von dem gar nicht überging, was im Auslande gegen Franzosen geschrieben oder gesprochen wurde. Er lebte daher einerseits in einer gewissen stillvergnügten

Unwissenheit fort und konnte andererseits mit einer gewissen Sicherheit darauf rechnen, vor fremden Angriffen scheinbar gesichert zu sein und die schwersten Angriffe ungestört ausführen zu dürfen. Nur die Engländer wurden mit etwas mehr Achtung behandelt. Aber auch sie waren vor dem nationalen Neide nicht sicher.

Es liesse sich darüber viel erzählen. Ich will nur an ein neueres Beispiel erinnern. In der Sitzung vom 26. August 1855 hielt Trousseau, einer der wenigen, die fremdes Verdienst zu ehren wussten, in der Académie de médecine den ersten Vortrag über die kurz vorher entdeckte Addison'sche Krankheit. Er theilte einen von ihm selbst beobachteten Fall mit und gab eine Uebersicht der Fälle von Addison. Darauf entstand eine Debatte, die in dem sehr viel später erschienenen, officiellen Berichte starke Censurschnitte erfahren hat (Bullet. de l'acad. impér. de méd. T. XXI. No. 23. p. 1055). Es heisst daselbst: M. Gibert n'a pas appris sans surprise qu'un médecin ait pu recueillir un aussi grand nombre d'exemples d'une semblable altération dans la coloration de la peau, lorsqu'on sait combien les altérations de ce genre sont rares. Cependant sa surprise diminue en considérant que ces faits ont été recueillis à l'étranger. Darauf heisst es weiterhin: M. Trousseau regrette que M. Gibert ait cru devoir jeter une sorte de défaveur ou de suspicion sur les recherches qui viennent de l'étranger. Die Sache muss aber viel schlimmer gewesen sein, denn die Union médicale (1855. No. 104. p. 416) lässt Trousseau in ihrem, unmittelbar nach der Sitzung erschienenen Berichte folgendermaassen sprechen: M. Gibert accueille défavorablement les découvertes qui nous viennent de l'étranger. Cette méfiance prend sa source dans un sentiment de patriotisme fort louable assurément. Mais ce sentiment ne doit pas nous empêcher de rendre justice à nos collègues d'outre-Manche, il ne doit pas nous faire oublier quel prodigieux service nous a rendu la découverte de Bright, par exemple. Ceux qui appellent notre attention sur des maladies que nous ne connaissons pas, ces maladies fussent-elles incurables, comme la maladie de Bright elle-même l'est presque toujours, ceux-là ont droit à la reconnaissance de tous les médecins. Or, il s'agit d'Addison, collègue et collaborateur de Bright; c'est en explorant fréquemment les reins pour y découvrir les lésions de l'albuminurie chronique qu'il a été amené à étudier les lésions des capsules surrénales.

Die Vertheidigung von Trousseau ist gewiss sehr ehrenvoll, aber dass überhaupt in öffentlicher Sitzung der Akademie ein so unverschämter Angriff und zwar blos unter dem Prätext, dass es einem Fremden (Barbaren) gelte, möglich war, zeichnet die Situation deutlich genug. Ja, ein anderer Franzose, Hr. Imbert-Gourbeyre, professeur suppléant à l'Ecole de médecine de Clermont-Ferrand, ging bald nachher noch einen Schritt weiter. Er suchte nachzuweisen, dass die Addison'sche Krankheit unter dem Namen des Melas icterus eigentlich längst bekannt gewesen sei und dass Addison nur das Verdienst habe, sie von dem Icterus getrennt zu haben. A ce titre, sagt er (Moniteur des hôpit. 1856. Sept. p. 884), il n'y a nul inconvénient à décorer l'ictère noir du nom du médecin anglais. Ce que nous avons fait pour M. Bright, nous le ferons aussi pour M. Addison, son collègue à l'hôpital de Guy. Mais c'est accroître singulièrement la dette de l'Angleterre à notre égard, tant sur les champs de bataille que sur les champs de la pathologie. Nous en sera-t-elle reconnaissante? That is the question.

Kann es eine unverschämtere Fragestellung geben? Indem man Gerechtigkeit gegen Fremde übt, fragt man, ob sie auch erkenntlich sein werden. Dies ist so urfranzösisch, dass es vielleicht in keiner anderen Literatur analoge Beispiele gibt. Es lässt sich viel erzählen von der crassen Ungerechtigkeit der Engländer gegen Foreigners, und ich könnte aus eigener Erfahrung mit höchst wunderbaren Beispielen aufwarten. Aber dass man, wenn man gerecht ist, dafür eine Art von Nationaldank von dem anderen Volke erwartet, das dürfte doch wohl schwerlich je in England vorgekommen sein. Die Deutschen haben endlich begriffen, was die Engländer und Franzosen längst allgemein angenommen haben, dass auch die Wissenschaft eine nationale Bedeutung hat, aber freilich nicht in dem Sinne, dass jede Nation sie in exclusiver Weise für sich ausbeuten soll. Vielmehr soll jede Nation nach ihren besonderen Anlagen die Wissenschaft fördern und sodann die Ergebnisse in die der Menschheit gemeinsame Schatzkammer abliefern. Daher ist uns die Wissenschaft ihrem Wesen nach human und nur ihrer Form nach national, und wir wissen wohl zu unterscheiden zwischen der ausschliesslich nationalen Politik und der allgemein humanen Wissenschaft. In Frankreich dagegen scheint diese Unterscheidung einer Reihe der besten Köpfe noch nicht geläufig zu sein.

In der That hat eine grössere Zahl der auffälligsten Thatsachen der neuesten Zeit dargethan, wie weit die Verwirrung in dieser Beziehung geht. Ich will nicht sprechen von dem viel discutirten Briefe des Hrn. Pasteur, mit dem er ein Bonner Ehren-Diplom zurückgeschickt hat, und zwar deshalb nicht, weil ich die Art beklage, in welcher man dem so hoch verdienten Manne von Bonn aus geantwortet und ihn dadurch noch mehr gereizt hat. Aber ich kann nicht schweigend hinweggehen über den erstaunlichen Antrag des Hrn. Béhier in der Académie de médecine, welcher dahin ging, die Namen aller dem norddeutschen Bunde angehöriger Mitglieder aus den Listen der Akademie zu streichen. Ueber die Einzelheiten dieser Verhandlung liegt mir augenblicklich nur der Bericht der *Medical Times and Gazette* (1871. April. No. 1083. p. 369) vor und ich will daher auf dieselbe nicht näher eingehen, um so weniger, als ich hoffe, dass die Majorität der Akademie, welche schliesslich den Antrag durch eine in sehr gereiztem Tone gehaltene, motivirte Tagesordnung beseitigte, durch das gegenwärtige Bombardement von Paris zu einer anderen Auffassung von den nothwendigen Folgen einer jeden Kriegführung gekommen sein wird. Aber ich kann doch nicht umhin, auf die ganz anomale Richtung des Denkens aufmerksam zu machen, welche aus diesem Antrage und den Erklärungen mehrerer Mitglieder der Akademie hervorleuchtet.

Wahrscheinlich hat keiner der norddeutschen Gelehrten, welche correspondirende oder auswärtige Mitglieder der Akademie sind, um diese Ehre petitionirt. Ich für meinen Theil muss wenigstens erklären, dass sie mir ohne irgend welches Zuthun meinerseits dargeboten worden ist. Ich habe sie mit gebührendem Danke entgegengenommen, obwohl die Akademie damals den Namen der kaiserlichen trug und es mir recht unangenehm war, mit etwas „Kaiserlichem“ in Beziehung zu kommen. Aber es war meiner Meinung nach eine rein wissenschaftliche Auszeichnung und ich unterdrückte meine politischen Bedenken. Wenn man mir jetzt aus politischen Gründen einen wissenschaftlichen Titel entzogen hätte, so hätte ich es natürlich mit philosophischer Ergebung hingenommen, denn die eigentliche Auszeichnung liegt in der Ertheilung, nicht in der Führung des Titels. Aber ich würde eine Maassregel herzlich bedauert haben, welche dahin führt, das einzige Band, welches Frankreich und Deutschland noch zusammenhält, das Band der ge-

meinsamen geistigen Interessen auch noch zerrissen zu sehen. Nicht mit Unrecht hat der Berichterstatter der Akademie, Hr. Bécлар darauf hingewiesen, dass die zur Proscription vorgeschlagenen Personen fast durchweg Opponenten des Krieges und ehrliche Freunde des Friedens sind. Aber selbst wenn wir Alle als Politiker Freunde des Krieges wären, würde dies ein ausreichender Grund gewesen sein, unsere wissenschaftlichen Titel zu revociren? Was hat das wissenschaftliche Verdienst mit der politischen Stellung des Mannes zu thun? Würde ein solches Vorgehen, wie es Hr. Béhier der Akademie gegen die Fremden vorgeschlagen hat, nicht ein höchst gefährliches Präcedens für schlechte Regierungen gewesen sein, unter dem Vorwande der politischen Gefährlichkeit verdiente Gelehrte von Staatsstellungen fern zu halten oder gar daraus zu entfernen? Mangel an Patriotismus bei einem Manne der Wissenschaft — wie leicht lässt sich eine solche Combination entdecken? Und die Geschichte der französischen Wissenschaft ist nicht so arm an Beispielen derartiger Conflicte, dass ich es nöthig hätte, sie besonders zu erwähnen.

Ich bekenne, dass es zuweilen recht schwer ist, die wissenschaftlichen Beziehungen ungetrübt zu erhalten, wenn starke politische Gegensätze hervortreten. Ich kann auf einen neueren Fall verweisen, wo gerade die französischen Gelehrten uns Deutschen es recht schwer machten, unsere Geduld zu bewahren. Es war dies 1869 bei Gelegenheit des internationalen Congresses für prähistorische Archäologie zu Kopenhagen. Hr. de Quatrefages hat darüber in der *Révue des deux mondes* vom 15. April und 1. Mai 1870 berichtet. Obwohl kein Mann der activen Politik, hat der berühmte Naturforscher doch einen grossen Theil seines Berichtes dem Verhältnisse zwischen Dänemark und Deutschland gewidmet. Mit Recht stolz darauf, dass die französische Sprache als die officielle Sprache des Congresses anerkannt war, schildert er die sympathischen Gefühle der französischen Congressmitglieder, die ungerechte Unterdrückung des kleinen Staates, den ungemessenen Ehrgeiz Deutschlands und die wachsende Eifersucht Frankreichs. Er erzählt jedoch nicht, dass trotz des internationalen Charakters des Congresses manche der französischen Gelehrten keine Gelegenheit vorübergehen liessen, den Sympathien Frankreichs im Beisein der Deutschen offenen Ausdruck zu geben, ja dass sogar einmal inmitten der versammelten

Congressmitglieder durch einen Franzosen ein Toast auf die Allianz Frankreichs und Dänemarks ausgebracht und eben nur noch durch einen deutschen Toast auf die allgemeine Allianz aller Nationen beseitigt wurde. Gewiss war es sehr peinlich für uns Deutsche, zu sehen, dass selbst die französischen Republikaner, wie Hr. Henri Martin durch kein Argument dahin gebracht werden konnten, zu begreifen, wie gefährlich es sei, den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zu schüren. Hätten sie ahnen können, wie bald dieser Krieg da sein, welches Unglück derselbe für ihr Land herbeiführen und welche Rolle Dänemark in demselben spielen würde, so würden sie begriffen haben, wie nützlich es ist, Wissenschaft und Politik aus einander zu halten. Die Politik scheidet, die Wissenschaft verbindet die Nationen, und wehe denen, welche dieses Band zerschneiden!

Möchten die vorstehenden Bemerkungen dazu beitragen, den Weg zur Versöhnung zu ebnen! Sie sind ehrlich und offen, und sie werden vielleicht deswegen hie und da verletzen. Aber man gelangt zu keiner wahren Versöhnung ohne offene Verständigung, und man muss es mit der Offenheit wagen, auf die Gefahr hin, zu verletzen. Es ist nicht das erste Mal, dass ich diesen Weg betrete, und es ermuthigt mich die Erfahrung, dass meine früheren Versuche nicht vergebliche waren. Ich hatte in der That viele Freunde in Frankreich gewonnen und ich durfte hoffen, dass auch meine Beziehungen etwas dazu beitragen würden, so manches Vorurtheil zu brechen, welches in Frankreich gegen uns besteht. Diese Vorurtheile erhalten sich, weil man die moderne Entwicklung Deutschlands nicht begreift und uns immer noch wie blosse Träumer und Speculanten betrachtet. Man ist zu lange daran gewöhnt, die deutsche Wissenschaft dunkel und unverständlich zu nennen. Die einen sahen uns als Mystiker, die anderen als Materialisten an; niemand traute uns eine wirklich practische und positive Leistung zu. Das Alles begann sich zu bessern. Man schickte sich an, uns zu studiren; man bequeme sich, unsere Sprache kennen zu lernen; man reiste selbst nach Deutschland und sah uns in einer unzweifelhaft practischen und positiven Thätigkeit. Ja, es entstand in Paris selbst, was man die *Ecole allemande* nannte, und wenn diese Bezeichnung im Munde der Nativisten als ein Vorwurf galt, so hatten Andere doch den Muth, sie als eine Ehre anzunehmen. In der That war

es eine Thorheit, einen Vorwurf zu erheben, wo es sich um einen wirklichen Fortschritt handelte. Denn die moderne deutsche Schule ist keine Schule der Autorität und des Dogma, sondern eine Schule der Kritik und der methodischen Forschung. Auch steht sie in keinem Gegensatze zu der guten alten französischen Schule, vielmehr ist sie zu einem guten Theile aus ihr hervorgegangen als eine regelmässige und fruchtbare Entwicklung mit eigenem Leben. Wir hatten viele Jahre lang französische Wissenschaft importirt und wir sind noch jetzt in hohem Maasse dankbar für das, was wir empfangen haben. Hat uns das Unehre eingebracht? Und sollte es nun eine Schande für die Franzosen sein, in ähnlicher Weise von uns zu empfangen, was wir zu bieten hatten? Unserer Meinung nach ist Lernen nie eine Schande; nur die Unwissenheit, welche nicht lernen will, und trotzdem hochmüthig ist, halten wir für eine Schande und — zugleich für ein Unglück.

Die Schüler, welche wir erziehen, sind keine blossen „Eleven“. Sie sind selbständige Arbeiter, welche wir bald dahin bringen, dass sie selbst beobachten und dass wir alsdann von ihnen lernen können. Das ist das Geheimniss unserer Stärke. Wir verlangen von keinem unserer Schüler, dass er unser Apostel sei, und ich darf mich wohl darauf berufen, dass keiner der jungen Franzosen, welche bei mir arbeiten gelernt haben, als ein blosser Herold von Magistralformeln heimgekehrt ist. Was sie nach ihrer Rückkehr der französischen Literatur geliefert haben, das sind die Ergebnisse eigener Forschung, und wenn dieselben eine gewisse, leicht erkennbare Verwandtschaft mit deutschen Lehren zeigen, so erklärt sich dies nicht aus einem ihnen eingepflichten Autoritätsglauben, sondern daraus, dass unsere Lehren aus der Natur selbst abgeleitet sind. Vor diesen allgemeingültigen Naturwahrheiten verschwindet alle National-Eigenthümlichkeit und aller National-Gegensatz.

Es ist wahr, jede der beiden Nationen hat ihre besondere Art, die Wissenschaft zu betreiben. Indess ist der Unterschied doch nicht so gross, dass die Resultate verschiedene sein müssten. Hr. Chauffard hat vor einigen Jahren mir die Ehre angethan, meinen Weg in einem kritischen Essai mit demjenigen des allgemein gepriesenen Vertreters der französischen Physiologie, des Hrn. Claude Bernard zu vergleichen. In einer Abhandlung, welche den Titel trägt: *De l'idée de la vie dans la physiologie contemporaine* (Le

Correspondant. Nouv. Série. T. IV. p. 205. Paris 1868.), versucht er an unseren Arbeiten das verschiedene Genie der beiden Nationalitäten darzustellen. Von meiner Leistung (oeuvre) sagt er, indem er offenbar Vieles von seinen allgemeinen Vorstellungen über unser Volk darauf überträgt: L'une, systématique, profonde, obscure pour tous ceux qui se bornent à parcourir du regard l'enveloppe uniquement extérieure des choses, hardie dans la vérité comme dans l'erreur, découvrant la vie et ses lois cachées dans des régions où l'oeil humain n'avait pas encore pénétré, la dénaturant par contre dans les caractères fondamentaux attestés par l'universelle observation, au demeurant oeuvre vaste et forte, où les saines affirmations effaceront bientôt les négations téméraires et funestes. Sodann stellt er mir Hrn. Bernard gegenüber. L'oeuvre française n'a rien d'abord de ces visées générales et systématiques, rien non plus de ces obscurités qui fatiguent à pénétrer et trompent ceux qui aiment les voies faciles. Elle s'est longtemps attachée à poursuivre un but particulier, la découverte et la démonstration d'un fait nouveau. Elle a révélé au monde savant étonné des fonctions organiques nécessaires au maintien de la vie, et qui, jusqu'ici, n'avaient pas même été soupçonnées. Erst sehr spät habe Hr. Bernard sich der Betrachtung der letzten und grössten Charaktere des Lebens zugewendet. Car, pour atteindre à la connaissance vraie, il faut remonter à la cause qui domine et régit le déterminisme phénoménal.

Hr. Chauffard ist zu geistvoll, um sich einzubilden, das Wesen der beiden Nationalitäten bestehe darin, dass die eine systematisch und synthetisch, die andere casuistisch und analytisch sei. Auch kann er wohl unmöglich glauben, ich hätte sofort mit der synthetischen Darstellung angefangen. Als ich meine Vorträge über Cellularpathologie hielt, hatte ich bereits 10 arbeitsvolle Jahre hinter mir, welche mindestens eben so sehr der Erforschung einer einzigen Erscheinungsreihe gewidmet gewesen waren, wie die Anfangsarbeiten meines verehrten Freundes in Paris. Als junger Forscher war ich bei dem Studium der schönen Abhandlungen des Hrn. Cruveilhier auf den Satz gestossen: La phlébite domine toute la pathologie. In der That musste ich mich sehr bald bei meinen eigenen Untersuchungen überzeugen, dass in dieser Phlebitis ein wahrer Rattenkönig von wissenschaftlichen Schwierigkeiten stecke,

So entschloss ich mich, ihr zu Leibe zu gehen. Aber, obwohl immer die eine Aufgabe verfolgend, war ich doch sehr bald genöthigt, meine Vorstudien über immer weitere Fragen hin auszu-dehnen. Fibrin und farblose Blutkörperchen, Thrombose und Leukämie, Embolie und Infection, Endocarditis und atheromatöser Prozess, Entzündung und Pigmentbildung — kurz ein ganzes Heer einzelner Probleme musste überwunden werden, ehe es gelang, den Knäuel zu lösen. Erst als dies zum grössten Theile geschehen war, wendete ich mich an eine neue Aufgabe, an das Studium des Bindegewebes, seiner Aequivalente und seiner Veränderungen. Wiederum vergingen Jahre, ehe ich einen gewissen Abschluss fand, und erst dann versuchte ich an die Stelle fast ausschliesslich analytischer Arbeit für eine kurze Zeit die synthetische zu setzen. Mein wissenschaftlicher Ruf war längst gemacht, bevor ich die Cellular-Pathologie veröffentlichte. Denn schon die Arbeiten zur Erledigung der Phlebitis-Frage hatten mir die Berufung nach Würzburg eingebracht; die Untersuchungen über das Bindegewebe und seine pathologischen Geschieke haben vielleicht darüber entschieden, dass man mich nach Berlin zurückrief. Und erst im dritten Semester nach meiner Rückkehr hielt ich die Vorlesungen über Cellular-Pathologie.

Der Unterschied in der Entwicklung eines französischen und eines deutschen Forschers ist daher nicht so aufzufassen, wie es Hr. Chauffard thut. Auch ich wurde nur durch ein äusseres Bedürfniss zu meiner mehr „systematischen“ Arbeit veranlasst. Die practischen Aerzte Berlin's hatten mich aufgefordert, ihnen in einer Reihe von Vorträgen und Demonstrationen eine Uebersicht meiner Erfahrungen zu geben. Als ich darauf einging, gestaltete sich ganz von selbst jener Aufbau, welchem der französische Essaiist eine so lebendige Theilnahme geschenkt hat. Die Grundlagen desselben waren sämmtlich gegeben in früheren Arbeiten. Aber die Zahl derselben war zu gross und die Materie zu schwierig, um ohne Demonstration verstanden zu werden. Selbst mein früherer Versuch, in den allgemeinen Theilen des grossen Handbuches der Speciellen Pathologie und Therapie (1856) meine hauptsächlichen Gesichtspunkte darzulegen, hatte zu diesem Zwecke nicht ausgereicht, obwohl er gerade auf die ärztliche Praxis berechnet war und es ihm an Erfolg nicht gefehlt hatte.

Ich muss aber noch besonders betonen, dass auch die Cellular-

Pathologie kein System war. Es handelte sich dabei vielmehr um ein allgemein biologisches Princip, welches den Mittelpunkt für alle Deutungen und den Ausgangspunkt für alle weiteren Untersuchungen im Gebiete der organischen Naturwissenschaften abgeben soll. Wäre die Cellular-Pathologie ein System gewesen, so wäre sie längst umgestürzt, und zwar schon durch mich selbst und durch meine Schüler. Der immer neue Fortschritt in der Erkenntniss der Natur hat zahlreiche Entdeckungen gebracht, welche mich genöthigt haben, frühere Vorstellungen aufzugeben und neue Gedankenreihen aufzustellen oder zuzulassen. Meine Gegner und das gedankenlose Publikum haben daher schon mindestens zehnmal das Ende der Cellular-Doctrin gekommen geglaubt. In ihrer Kurzsichtigkeit erkannten sie nicht, dass diese Doctrin in ihrem Princip ganz unverfehrt bleibt, wenn auch die Membran nicht mehr als wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil der Zelle gilt oder wenn ein kleinerer oder grösserer Theil der Eiterkörperchen nicht von Elementen des Bindegewebes hergeleitet wird. Ich kann jeden Fortschritt der Erkenntniss mitmachen, jede neue Wahrheit freudig begrüßsen, jeden Versuch weiter dringender Erforschung hülffreich unterstützen, ohne die Besorgniss hegen zu müssen, dass die von mir vertretene Methode der Forschung und der Betrachtung der lebenden Natur dadurch zu Schaden komme.

So erklärt es sich auch, dass Hr. Bernard, obwohl er ganz andere Wege gewandelt ist, sich doch mit meinen Anschauungen hat vertragen können, und dass jede neue Entdeckung, welche er machte, auch in dasjenige Gebiet neues Licht gebracht hat, welches ich im Grossen und Ganzen geordnet hatte. Unsere vom kleinsten Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigende Entwicklung hatte in der That viel Analoges, und wenn sie in ihren Besonderheiten zur Exemplification des Volksgeistes dienen soll, so scheint es mir, dass es nicht zu schwer ist, den Punkt zu finden, von wo die Verschiedenheit beginnt. Der Deutsche hat, wenn er dem Geiste seiner Nation entsprechend die Wahrheit sucht, ausser dem besonderen Fall, der ihn gerade beschäftigt, auch zugleich das Allgemeine im Auge. Die Erkenntniss des besonderen Falles soll zugleich dazu dienen, ein Stück allgemeinen Wissens zu erobern oder die Richtigkeit einer allgemeinen Anschauung zu erproben. Daher nimmt jede gute Darstellung im Deutschen einen gewissen idealistischen

Charakter an, auch eine solche, welche practische Gegenstände betrifft, ja selbst eine materialistische. Unser Hintergrund ist ein mehr universeller.

Anders in Frankreich. Das Interesse an dem Einzelfalle ist vorherrschend. Man kümmert sich um die ganze Welt nicht, wenn es sich darum handelt, einen bestimmten Gegenstand zu verfolgen. Mit der Aufbietung aller Mittel, mit der höchsten Anstrengung des Geistes, mit der grössten persönlichen Hingabe wird der Erreichung dieses Zieles nachgestrebt. Auf diese Weise ist Staunenswürdiges erreicht worden und ich meinerseits bin fest überzeugt, dass auch jetzt die schöpferische Kraft des französischen Geistes keineswegs gebrochen ist. Denn dieser Geist ist ein practischer und realistischer, auch dann, wenn er sich auf das Allgemeine richtet und selbst da, wo er sich als höchst „unpractisch“ erweist. Die neueste Geschichte liefert ein gewiss in jeder Beziehung lehrreiches Beispiel dazu. Es wäre ganz und gar unmöglich, dass in Deutschland, während der Feind ein Drittel des Landes besetzt hält, unter dem Schutze seiner Kanonen Monate lang ein blutiger Bürgerkrieg geführt wird, und zwar um Dinge, die im Wege einer regelmässigen inneren Entwicklung mit vollkommener Sicherheit erreicht werden können. In Frankreich nennt man das Patriotismus und ein Theil der besten Männer schliesst sich einer solchen wahnsinnigen Bewegung, wenn auch mit einem gewissen Widerstreben, so doch aus den edelsten Motiven an. Für uns ist das Alles eben so unverständlich, wie die allgemeine Entrüstung über Sadowa es war, die zu dem schrecklichen Kriege geführt hat, dessen Ende wir in Deutschland so schmerzlich herbeigesehnt haben.

Der alte Napoleon wusste diese Verschiedenheiten des Volkscharakters wohl zu würdigen. Er kannte die deutsche Ideologie und er hasste sie so gründlich, dass er ihre Träger, wo er ihrer habhaft werden konnte, einfach erschiessen liess. Unser Volk seinerseits hat eine traditionelle Abneigung gegen die Franzosen, den „Erbfeind“, weil es seit Jahrhunderten darunter zu leiden gehabt hat, dass unsere Nachbarn mit derselben Consequenz, Grausamkeit und Zerstörungswuth, welche sie jetzt gegen einander ausüben, ihre practischen Experimente auf unser Gebiet herübergetragen haben. Deutschland liebt die Reform, Frankreich die Revolution. Das ist der Gegensatz in der Politik, wie in der Wissen-

schaft. Aber man kann sich verständigen. Die Civilisation mässigt die Leidenschaften; sie schafft die Formen, in welchen der Volksgeist, langsam freilich und in etwas umständlicher Weise, aber auch sicher und schonend das Neue hervorbringt. Darum wünschen wir den Franzosen, dass sie das Ziel der Commune, die Selbstverwaltung, erreichen möchten, denn diese eigentliche Grundform des öffentlichen germanischen Lebens wird sowohl die innere Freiheit, als den Frieden zwischen den Völkern sichern. Und wie in der alten Welt die gegenseitige Durchdringung griechischen und römischen Geistes eine Grundlage der allgemeinen Civilisation geschaffen hat, auf der sich endlich die Cultur der neuen Zeit aufbauen konnte, so wird dann in dem Zusammenwirken des germanischen Idealismus mit dem französischen Realismus auch die Lösung jener schweren socialen Probleme gefunden werden, welche den dunklen Hintergrund des jetzigen Bürgerkrieges bilden.

II.

Ueber einige Allgemeinerscheinungen nach umfangreichen Hautverbrennungen.

Von Dr. Friedrich Falk in Berlin.

Bekanntlich haben vielfache Experimente ergeben, dass eine Umhüllung der äusseren Haut mit einer imperspirablen Decke nach nicht langer Zeit selbst bei grösseren Säugethieren unter beträchtlichem Sinken der Körpertemperatur den Tod herbeiführt. Practisches Interesse schienen diese Versuche kaum darzubieten, denn Veranlassung zu einer so ausgedehnten dichten Umhüllung kommt bei Menschen kaum vor, andererseits schienen sogar die Erfahrungen an Kranken, deren Integument auf grosse Strecken hin seine normale Structur eingebüsst hatte oder Secretionsanomalien darbot oder zu therapeutischen Zwecken mit fest anhaftenden Stoffen umgeben wurde, ohne dass die Individuen erhebliche Störungen im Allgemeinbefinden erlitten, welche auch nur im entferntesten mit denen jener Thiere zu vergleichen wären, mit den Experimenten im Widerspruch zu stehen. Nur grade für die schweren, nur zu oft tödt-